



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

W o c h e n b e r i c h t.

Pariser Brief. — Sie werden sich zu erinnern wissen, daß ich Ihnen schon vor vielen Wochen von dem Kriegsplane gesprochen, welchen die Regierung wahrscheinlich adoptiren werde, falls die orientalische Frage in der diplomatischen Küche nicht gar gekocht werden könnte. Aus den Vorbereitungen, die jetzt gemacht werden, geht hervor, daß ich damals gut unterrichtet gewesen. Die Idee von den drei Armeekorpern an der italienischen, deutschen und belgischen Grenze ist vom Kaiser wirklich gut geheissen worden. Daß man darum hier noch nicht darauf verzichtet, der Nation Sand in die Augen zu streuen, dies beweist die heutige Note im Moniteur, die nur meldet, daß die Pforte allen Vorschlägen der Wiener Conferenz beigetreten sei. Die heutige Börse und überhaupt der trostlose Zustand der Handelsverhältnisse im ganzen Lande thun ihrerseits dar, wie wenig man auf die Mittheilungen der Regierung gibt. Nun ist in Frankreich alles überzeugt, es werde ohne allgemeinen Krieg nicht ablaufen. Der Zar hat das Ziel seiner Absichten bekannt und die zuwartende Stellung Frankreichs und Englands ließe sich nur damit entschuldigen, daß beide nicht genug vorbereitet sind und nun Zeit brauchen wie früher der Kaiser von Rußland. Es mögen auch noch nicht alle Hoffnungen aufgegeben worden sein, der unangenehmen Nothwendigkeit eines europäischen Conflictes zu entgehen. Die Friedenspartei am Hofe schmeichelt sich mit dem günstigen Erfolge eines eigenhändigen Schreibens, das der Kaiser von Frankreich an den Kaiser von Rußland gerichtet hat. Die weniger Eingeweihten dürfen auch wol auf die österreichische Neutralität pochen. Louis Napoleon scheint selbst viel daran gelegen, den Glauben an die entente cordiale der vier Großmächte aufrecht zu erhalten. Dies geht aus dem Wiederabdrucke der von hier aus an den Moniteur geschickten Leitartikel über die orientalische Frage hervor. Dies erhellt auch aus den Gerüchten, welche die Ultrabonapartisten, denen man gewiß nicht alle Verbindungen mit dem Hofe abbrechen wird, unter die Menge zu bringen suchen. Sie sind es namentlich, welche aussprengen, daß der Zar aus Rache gegen die zweideutige Haltung Oesterreichs und Preußens Polen und Ungarn wiederherstellen wolle. Die Taktik der Regierung ist kleinlich aber nicht ohne Schlaueit, sie stellt sich noch düpirtirter als sie allem Vermuthen nach ist, um ihre Saumseligkeit, ihre wirklich räthselhafte Politik in den Augen Europas zu beschönigen. Indem man der eigenen Thatlosigkeit nachhängt und vielleicht auch die Furcht vor jenem Unbekannten, jenem X, das als Resultat aus einem Kriege hervorgehen könnte, bemäntelt, schmeichelt man zugleich den materiellen Leidenschaften, welche im Interesse der Religion und der Familie an der Börse ihr Unwesen treiben. Auf die Länge kann diese Heuchelei nicht durchgeführt werden. Der französische Adler wird seine Klauen vor dem russischen einziehen und demüthig sein Haupt neigen müssen oder es kommt zum Schlage. Ersteres ist nicht wahrscheinlich, weil die Forderungen des Zars so absolut sind, daß den westlichen Mächten keine Möglichkeit zu der tiefen Erniedrigung bleibt, welche ihre Regierungen weniger verabscheuen würden als den Krieg. Die Entscheidung durch das Schwert ist jetzt der einzige Ausweg geworden. Der Charivari bezeichneter die Lage der Dinge ganz treffend, wenn der geistreiche Caricaturenzeichner desselben Mars darstellt, der durch das viele Hervorziehen und Zurückstecken des Schwertes die Scheide so abgenutzt, daß die Klinge zuletzt doch bloß liegt.

Die Gemüthsverfassung des Kaisers schildert diese Caricatur ganz vortreflich. Er kämpft mit den Interessen des Handels und den Interessen seiner eigenen Aufrechterhaltung, welche eine so gänzliche Verkennung der Aufgabe Frankreichs und der Pflichten des Namens, dem allein er das heute noch räthselhafte Gelingen seiner Pläne verdankt, nicht verträgt. Man glaube darum nicht, daß dieser Kampf etwa bloß von der Unentschlossenheit des Mannes geboten sei, er ist ein politischer, consequenter, überaus rationeller. Louis Napoleon hat die gemeinste Seite der modernen Civilisation, wie sie infolge der an und für sich nothwendigen organischen Revolutionen des neunzehnten Jahrhunderts, welche Staat und Gesellschaft durchgemacht, ausgebildet ist, zur Grundlage seines Regierens gemacht. Er braucht den Frieden um in der allgemeinen Erschlaffung und geistigen Sklaverei allen Ehrgeiz und alle Thätigkeit vollends den materiellen Interessen zuzuwenden. Durch den immerwährenden Drang, durch den fortwährenden Zufluß muß diese unmögliche Situation im Schwunge gehalten werden. Wie ein Knabe ein Glas Wasser im Innern eines Reises nur durch gleichmäßigen Schwung des Reises vor dem Fall bewahrt, so geht es auch Louis Napoleon. Er ist das Glas Wasser auf dem Reisen und die Börse mit allem, was dazu gehört, ist der Reif. Es gehört aber ein ganz ungewöhnlicher Muth und auch überlegene Geisteskraft dazu, ein ganzes System über Nacht umzustürzen, denn daß mit dem Sturze eine neue Aera in der Regierung des Kaisers eintrete, wird niemand abreden. Die Unschlüssigkeit des Kaisers zwischen Persigny und Fould ist daher keine zufällige, durch den Charakter des Kaisers hervorgerufene. Persigny und Fould sind in diesem Augenblicke die Vertreter zweier Elementargewalten, obgleich ihre Persönlichkeiten kaum die Ehre eines solchen Ausdrucks verdienen. Darum haben wir auch bis zur Kriegserklärung von Seiten der Türkei nur an die Aufrechterhaltung des Friedens geglaubt, weil dieser im augenscheinlichen Interesse aller bestehenden Regierungen ist, wenn sie ihre Eigenheiten nicht aufgeben sollen. Diese Kriegserklärung ist die Permanenzerklärung der force des choses gewesen, die der französische Moniteur zwar spät, aber endlich doch als vorhanden anerkennt. Der Kaiser von Rußland ist von vornherein getäuscht worden, seine Stellung war lange compromittirt, allein die Fehler des Westens haben ihm erlaubt, seine eigenen mehr als gut zu machen und er steht jetzt da, als hätte er den ganzen Streit von Anfang her um eines Principes willen ins Leben gerufen. Dies ist aber keineswegs der Fall. Ursprünglich handelte es sich gewiß bloß um eine jener Bravaden, welche die russische Politik in Zeiten des Friedens gern versucht, um im Osten einen Schritt vorwärts zu thun, eine Zeile tiefer in Peters Testament hinabzukommen. Ein energisches Ministerium in London, und die Börsen von Europa wären heute ruhig, der Courszettel von Paris wäre um ein Stück länger geworden durch die vielen Speculationen, welche der orientalische Zwiespalt aufzukommen verhinderte. In dieser anscheinenden Zufälligkeit liegt das Großartige der Ereignisse, die sich vorbereiten, sie allein drückt das Weltgeistige ihres Wesens aus. Guizot hat daher nicht ganz ohne Unrecht, wengleich mit viel Bosheit, gesagt, daß noch niemals Dummköpfe so große Ereignisse herbeigeführt haben werden. Es ist aber das Messer eines Kindes, das eine unsichtbare Hand führt. Mit dem was hier gesagt worden, ist das Benehmen des Kaisers vollkommen erklärt. Persönlich und als Repräsentant des zweiten Decembers beweint er die Nothwendigkeit des Krieges, er trauert vielleicht sogar darüber, daß nicht der Kaiser von Rußland sein Allirter geworden, statt England, aber er kann sich nicht helfen und

steht sich gezwungen, den Fuß auf ein Terrain voll unbekannter unberechenbarer Größen zu setzen. Der Königsmantel von Frankreich ist seit lange schon ein Nessustkleid, das den Träger bezaubert und umstrickt. Um sich darin frei zu bewegen, hätte der Kaiser jetzt noch Präsident der Republik sein und ihn nach der Einnahme von Matland umhängen müssen.

Auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen wird der Krieg den Kaiser populär machen. Wir haben es oft ausgesprochen, daß dieses der einzige Weg ist, vieles vergessen zu machen und ganz besonders im Interesse der dynastischen Zukunft des Kaisers. Sollen wir aber die Frage, ob der Krieg darum in Frankreich populär sei, unparteiisch beantworten, dann können wir uns einiger Verlegenheit nicht erwehren. Das anscheinend Paradoxe, das in dem Ausspruche liegt, der Kaiser werde durch einen Krieg populär und dieser selbst sei es nicht so ganz, ist leicht zu beseitigen. Die Elemente, die den Krieg wünschen, sind die gefährlichsten Gegner des Kaisers im Innern und diese würde er durch den Krieg zum Theile versöhnen, zum Theile entwaffnen. Das wird man gern zugeben. Ein anderes aber wäre es zu entscheiden, ob das Landvolk, ob der Handel im ganzen Lande das im Interesse seines Geldsackes alles acclamirte, was seit dem Sturze der Republik geschehen, mit einem Worte, ob die große Masse, und wir nehmen auch die Mehrheit der städtischen Arbeiter nicht aus, den Krieg wünschen. Es ist auch keine zufällige Erscheinung, daß Hr. Arnaud, der Kriegsminister, bisher der eifrigste Fürsprecher der Fould-Morny'schen Politik gewesen. Die große Mehrzahl der Oberoffiziere betrachtet sich fast als Beamte, die ungestört ihren Gehalt und das Ansehen ihrer Epauletten genießen wollen. Die Kriegslustigen in der Armee sind tiefer zu suchen. Also auf der einen Seite die Masse des Volkes mit dem Borgeschmack kommender Steuern, auf der andern Seite die Herrschenden in der Finanzwelt und die Führer des Heeres sehen dem Kriege eben nicht mit Lust entgegen. Doch das kann man von einem Lande wie Frankreich nicht annehmen, daß es seine Ehre auch dem Auslande gegenüber geringschätzen und auf die Stellung verzichten wolle, die es bisher eingenommen; wo man sie hört, spricht sich die Meinung für die Türken gegen Rußland, das heißt, für den Krieg aus, allein gewünscht wird er doch nicht, das müssen wir gestehen. Was die Nothwendigkeit selbst dem kommerziellen Egoismus erträglicher machen dürfte, ist das Unerträgliche der gegenwärtigen Situation. Diese hat eine solche Lähmung aller großen Unternehmungen verursacht, daß man bald die Gewißheit eines Krieges der Ungewißheit der jetzigen Telegraphenwirthschaft allgemein vorziehen wird und das wird, ich bin es gewiß, die Waagschale nicht zu Gunsten des Friedens sinken machen.

Der Carneval geht darum ungestört neben der orientalischen Bescheerung seinen Weg. Die Litis, Debardeurs, Kosacken und Dragoner, die halbnackten Loretten, die nur das Gesicht in der Maske verstecken, haben ihr alljährliches Treiben begonnen. Der Opernball ist lange nicht mehr, was er noch vor wenigen Jahren gewesen, allein das Brot ist theuer und die armen Loretten suchen es wo sie können. Wissen doch unsere Dramatiker auch nichts Besseres zu thun, als mit den Loretten ihr Glück zu machen, und das Theater ist wieder um ein Stück in diesem Genre bereichert worden. Diesmal ist es der Student und die Grisette oder vielmehr die angehende Lorette, welche aus Henri Murgers „Leben im Quartier Latin“ auf die Bühne gekommen. Die Schule des bon sens hat auch wieder ein Wort gesprochen durch das Organ der Herren Emil Augier und Jules Sandeau. Der „Brüfstein“ ist ein Seitenstück zu Ponsards

Ehre und Geld. Ein Künstler, der seine Freunde und seine Kunst (!) verräth, weil er reich geworden, ist das Thema, welches dieses neue Drama behandelt. Warum die Herren Verfasser dieses rein französische Stück grade in Deutschland spielen lassen, ist uns nicht erklärlich. Unwahrscheinlich bleibt es überall, sogar in Frankreich, daß ein ehrgeiziger, ein begabter Künstler aus Liebe zum Gelde nicht nur alles, was er liebt, verläßt, sondern auch seine Kunstwerke selbst zerstört. Vor gänzlichem Falle haben dieses Stück blos Einzelheiten gerettet. Il y a de jolies choses, sagt einer dem andern, man sieht es an und spricht nicht weiter davon. Es ist gradezu unbegreiflich, wie sich die jezigen Dramatiker dazu verstehen können, so ganz auf jeden Einfluß, auf jede moralische Wirkung zu verzichten. Ein neues Lustspiel von Gozlan, Louise de Nanteuil, das vorgestern zur Aufführung kommen sollte, konnte nicht gegeben werden, weil sich Madame D. . einige Minuten vor dem Beginne des Stückes geweigert zu spielen. Sie blieb trotz der Aufforderung des herbeigeholten Polizeicommissars bei ihrer Weigerung, und wie man sich hier erzählt, weil der Director des Vaudeville es überflüssig findet, eine Dame zu bezahlen, die so viele andere Ressourcen hat, Geld zu verdienen. Mit der Musik sieht es auch nicht besser aus. Die Oper ist verschuldet und kommt zu keiner tüchtigen Leitung und folglich auch nicht zu guten Leistungen. Die komische Oper studirt noch immer an der Oper Meyerbeers. Dieser läßt indessen seinen Fackelmarsch aufführen. Wenn er die Absicht gehabt, durch einen Vergleich die kommende Oper zu heben, so hat er vollständig erreicht, was er gewollt. Das ist trivial, wie nur Meyerbeer je etwas gemacht. Es sind aber leichtzubehaltende Melodien und das genügt bei den Franzosen in der Regel, um Beifall zu erringen.

Die Conservatorienconcerte halten an ihren alten Programmen und Herr Girard an seiner geistlosen Leitung fest. Die Abonnenten sind gesichert und das genügt dem Herrn. Der Cäcilienverein, dessen Director Herr Leghers ist, legt guten Willen an den Tag. Wir haben jüngst mehre neue Compositionen, eine gelungene Ouverture von Gouvy, eine Symphonie von St. Saëus, einem Anfänger, die manches Lobenswerthe enthält, einen schlechten Chor von [Girard] und die Flucht nach Aegypten von Berlioz. Und bei dieser Gelegenheit sei mir gestattet zu erwähnen, daß der vortreffliche Artikel über Berlioz in Ihren Blättern in deutschen Kreisen hier nicht geringes Aufsehen erregt, selbst bei solchen, welche des Verfassers Meinung nicht oder doch nicht ganz theilen. Daß der strenge Kritiker das Unsichtbare des Schlusschors in der Flucht nach Aegypten so arg mitgenommen, nimmt bei einer deutschen Besprechung nicht Wunder. Uns hier fallen leider dabei Kunstgriffe gar nicht mehr auf. Der Artikel erwähnt am Schlusse einer angeblichen Frage Stephan Hellers, die dieser vor Jahren an Berlioz gerichtet haben soll. Das war eine bloße Lizenz von Hector Berlioz, der seinen Brief damals an Heller richtete, wie Schriftsteller oft an bekannte Persönlichkeiten schreiben, um ihnen einen Beweis ihrer Achtung zu geben. Jedermann, der Heller persönlich kennt, weiß, daß dieser Anbeter der deutschen Musik, daß dieser Kunstjünger keine so unmusikalische Frage thun könne. Wir wollen Hellers Namen nicht erwähnt haben, ohne im Vorbeigehen seiner reizenden „Blumen, Frucht- und Dornenstücke“ zu gedenken. Diese kleinen Compositionen sind harmonisch ebenso meisterhaft durchgeführt, als musikalisch gedacht und empfunden. Stephan Hellers Werken und namentlich seinen neuesten sieht man es an, daß sie in ihm fertig sind, noch ehe er sich ans Klavier

setzt. Fräulein Claus hat in ihrem letzten Concerte auch mehre seiner Präludien hier öffentlich und mit sehr großem Beifall vorgetragen. Eine mußte sogar wiederholt werden. Sie werden wahrscheinlich die seltene Künstlerin bald selbst in Leipzig hören.

Aus Baden. — Der Befehl des Erzbischofs hatte sogar die Kanzeln zu politischen Tribünen gemacht. Ein großer Theil der Geistlichen hat um Entlassung von dieser Pflicht gebeten, ein anderer ist ihr mit anerkennenswerther Vorsicht nachgekommen. Allein die Beispiele des Gegentheils und zelotische Versuche zur Aufreizung der Gemeinden fehlen ebensowenig. Mehr als alles Andere hat dieser Schritt der klerikalen Sache geschadet; Baden scheint dazu bestimmt, daß sich hier die priesterliche Auslehnung gegen Recht und Gesetz des Staates in ihrer vollen Nacktheit zeige, daß die Rücksichtslosigkeit gegen die wahrhaft langmüthige Mäßigung der Regierung auch die letzten Sympathien sehr strenger Katholiken für die bischöflichen Anforderungen zerstöre. Es war wol die beste Maßregel, als die Regierung sich entschloß, den einheimischen Blättern die principielle Erörterung des ganzen Zwistes freizugeben. Wer irgend im badischen Lande bekannt ist, muß eingestehen, daß damit binnen wenigen Wochen eine Entschiedenheit der Anschauungen zu Gunsten der Staatsgewalt auch in den weniger gebildeten Schichten des Publicums festgestellt ward, an welche früher nicht zu denken war. Früher war wirkliche Indifferenz vorhanden in den großen Massen, und darum gelang es den damaligen Bestrebungen selbst im Oberlande nicht, jene tumultarischen Bewegungen hervorzurufen, welche offenbar keinen weitem Zweck hatten, als vorarlbergische Bajonette in das Land zu führen und solchermaßen der Regierung jene sogenannte Vermittelung zu octroyiren, welche wiederum das Anfangsglied derselben Kette bilden sollte, die früher deren Selbstbestimmung gelähmt und Baden so lange im Belagerungszustande gefesselt hatte. Jetzt ist diese Indifferenz überall in entschiedenste Billigung der Regierung umgeschlagen und all die eclatanten Vorschritte der Kaplanpartei sind Schläge ins Wasser, wie ihrer Zeit die Excommunication. Es ist darum ganz natürlich, daß der zähe Ultramontanismus nunmehr das Moment des Streites vom staatskirchenrechtlichen Felde auf das der Confessionsverschiedenheit zu schleudern versucht. Er wird auch auf diesem Wege umsonst kämpfen; Baden ist nicht dazu geartet, solche Verführungen in Blut und Mark aufzunehmen. Man hat zuerst in Freiburg bei der Präsidentenwahl im Museum versucht, eine Demonstration zu machen, als sei die Excommunication Burgers ein Ereigniß. Wer waren die Persönlichkeiten, welche an der Komödie des Austrittes theilnahmen, die (nebenbei gesagt) aufgeführt wurde, als man bereits wußte, daß Burger nicht annehme? Außer den Geistlichen, politische und confessionelle Renegaten (z. B. Gsrörer und Fürst Zell, der ehemalige „Schloßbauer“ von Waldburg), endlich einige Adlige aus vorderösterreichischen Geschlechtern, die von jeher gern gegen jede sie berührende Kraftäußerung der Regierung Fronde spielten oder sich sonst schon durch ultramontane Beziehungen bemerkbar gemacht hatten. Im Publicum konnten solche Fechter und Fechterkünste nicht den geringsten Eindruck hervorbringen. Ließ man nun auch neben diesem Stücklein an der Ottilienkapelle Geistererscheinungen für „das dumme Volk“ spielen, so war doch das Volk nicht dumm genug,

ihrer Geisterhaftigkeit zu glauben. Gleichzeitig mit jenen Schritten zur Erregung einer unbestimmten Aufregung fand auch jenes Schloßereigniß statt, über welchem wenigstens in den Zeitungen noch immer ein geheimnißvolles Dunkel schwebt.

Ob die Regierung recht that, sich nicht darüber zu äußern? Wir mögen nicht entscheiden. In Karlsruhe kennt man alle Einzelheiten des Vorfalls und glaubt allein im Widerwillen des Regenten gegen jenes Attentatenwesen, welches anderwärts gern für allerlei Ausnahmemaßregeln benutzt wird, den Grund dieses Schweigens zu finden. Wie leicht wäre es gewesen, mit diesem Mittel einen gefährlichen Sturm gegen die Anhänger und Führer der regierungsfeindlichen Parteien heraufzubeschwören! Denn soweit hatten sie es allerdings bereits getrieben, daß kein Mensch daran zweifelte, einzelne Fanatiker ihrer Sache könnten selbst bis zum Wahnsinn der Missethat gesteigert sein. Wie aber denken nun die Organe des Ultramontanismus nebst jenen halb-officiellen Stimmen einer Politik, welche „Solidarität der conservativen Interessen“ im Munde führt, doch trotzdem das staatsfeindliche Treiben der oberrheinischen Hierarchie offen begünstigt, von dieser rein persönlichen Milde und Mäßigung des Prinzregenten? Daß sie jede hochverrätherische Absicht des Unbekannten leugnen, finden wir natürlich, daß sie mit frommgefalteten Händen daran erinnern, Deutschland habe in allen Perioden kirchlicher Wirren keinen Clement und Navailles gehabt, schmeckt schon stark nach dem französischen Sprüchwort: *qui s'excuse s'accuse*. Unerhört wie Navailles und Clements Thaten in Deutschland, ist aber wohl die Frechheit, womit in der Allgemeinen Zeitung (Nro. 1 Beilage, Heidelberg 29. Dec.) der ganze Vorfall als Vision oder Hallucination des davon betroffenen Fürsten hingestellt und die Localitäten des Schlosses, sowie andere Umstände geradezu gefälscht werden, um schließlich die höhnische Bitte anzubringen: „man wolle uns mit märchenhaften Uebelthätern verschonen.“

Auch jetzt noch schweigt die Regierung. Es sind sogar etwas geschraubte Formen, mit denen die Correspondenzen officiösen Tones in nichtbadischen Blättern die Wegleugnung zurechtweisen, die Thatsache bestätigen und das Publicum vor solchen fälschenden Nachrichten warnen. Man soll sein Urtheil bis nach beendeter Untersuchung aufsparen. Man mag allerdings auch in diesem Falle die Mäßigung solches Verhaltens den Machinationen der Feinde gegenüber als redlich achten. — Aber der Kampf, in welchem Baden den Bestand des Staates gegen die hierarchischen Unterjochungsgelüste vertritt, ist kein bloß badischer, es ist ein nationaler, mitteleuropäischer. Der Regent, welcher unter solchen Verhältnissen auf dem badischen Throne sitzt, ist für Deutschland jetzt nicht bloß einer der Bundesfürsten, sondern der Vertreter eines großen Princips, an welchem die politische und nationale Zukunft Deutschlands hängt. Seine Consequenz, Selbstständigkeit, Muth und unbeirrte Beharrlichkeit auf der Bahn des Gesetzes und Rechts erwerben ihm Achtung und Vertrauen auch außerhalb seines Landes. Dies um so mehr, je weniger man sich leider verleugnen kann, daß im gegenwärtigen Conflict dieselbe Politik zu seinen Gegnern gehört, welche in den jüngstverflohenen Jahren jeder nationalen Organisation Deutschlands feindlich hemmend entgegentrat und heute in der orientalischen Frage mit derselben Offenheit für die Feinde deutscher Machtstellung und Selbstständigkeit plaidirt, wie im hierarchischen Streite für die Mediatist rung der Staatsgewalt durch das Belieben der römischen Curie, für die Anheimgabe der Bildung, Erziehung und Belehrung des heranwachsenden Geschlechts an eine Partei, welche keine Nationalität, keine Staatsverfassung, keine Glaubensfreiheit, keine wissenschaftliche Entwicklung unangefeindet läßt, wenn sie nicht ihren Zwecken dient.

Den peinlichsten Eindruck im ganzen deutschen Südwesten hat es gemacht, als der Stuttgarter Staatsanzeiger den Abschluß eines Separatabkommens zwischen Württemberg und dem Bischofe von Rotenburg in demselben Momente verkündete, als zu den erzbischöflichen und bischöflichen Hirtenbriefen auch noch die päpstliche Allocution trat. Denn ihre Auffassung des Conflictes läßt jene directen Verhandlungen mit Rom voraussichtlich resultatlos werden oder gar nicht zu Stande kommen, zu deren Anknüpfung der badische Gesandte von Berlin nach Wien gereist war. Man hatte aber auf die natürliche Bundesgenossenschaft Württembergs um so fester gebaut, als dem Vernehmen nach unserm Regenten bei seiner letzten Anwesenheit in Stuttgart die bestimmtesten Zusicherungen für ein gemeinsames Vorschreiten geworden sein sollten. Daß freilich Hessen-Darmstadt längst die Gemeinsamkeit der Verpflichtungen aller Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz gegen die klerikalen Uebergriffe vergessen hatte, war man gewohnt und hatte es nach dem dort herrschenden System auch niemals anders erwartet. Bemerkenswerth ist indessen, daß genau im Momente der gesonderten Uebereinkunft Württembergs mit seinem Bischofe, auch in Nassau ein verstärktes Vorschreiten des Bischofs von Limburg begann. Nassau scheint vor der Hand den Wegen Badens genau zu folgen und mit gleichem Nachdrucke die Staatsrechte zu wahren. Leugnen läßt sich trotzdem nicht, daß Baden wenigstens in eine territoriale Isolirung versetzt ist; und es wäre Leichtsin, die Augen gegen diese neue Ungunst der Verhältnisse zu schließen. So wenig man nun auch irgend eine Veranlassung für Oestreich zu entdecken vermag, so scheint es dennoch außer Zweifel, daß das Wiener Cabinet die früher dargebotene Vermittelung soeben unserer Regierung von neuem in ziemlich peremptorischer Form zu octroyiren versucht. Man liest, außer von einer diesfalligen Note (gegen deren Existenz sehr starke Zweifel obwalten), sogar von einem diesfalligen Gespräche des k. k. Gesandten am badischen Hofe mit dem Kaiser bei dessen Weihnachtswisite in München, dessen Veröffentlichung schwerlich ohne Absicht erfolgte. Man erkennt deutlich, wie allenthalben neue Schwierigkeiten und Verlegenheiten aufgehäuft werden und wie schwerlich an ein baldiges Ende der Wirrungen gedacht werden kann, hinter deren hierarchischen Kämpfern die öffentliche Meinung noch fremde Einflüsse und Motive vermuthet, deren nähere Bezeichnung die heutigen Preßzustände verbieten.

Jedenfalls hat eine starke und consequente Haltung der Regierung, eine energische Wahrung der Selbstständigkeit ihres Handelns, die reelle Souveränitätsübung in dieser Richtung eine weit über Baden hinausgreifende, nationale Bedeutung. Für Baden und Deutschland bringt der Regent, bringen die Rätthe der Krone die Opfer, welche der gegenwärtige Stand der Dinge von ihnen heischt. Die Klarheit und das männliche Beharren des Staatsoberhauptes wird sicherlich die Zweifel widerlegen, welche die gegnerischen Organe bereits mit triumphirendem Lächeln äußern. Die Kronrätthe, vorzüglich Herr v. Wechmar, wird dem Werke seine treuen Dienste nicht entziehen, zu dem ihn das Vertrauen des Fürsten berief, in dessen Vollführung ihn des Landes Vertrauen begleitet. Aber mehr als jemals scheint es nöthig, daß diese Ueberzeugungen der badischen Bevölkerung ihren energischen Ausdruck in der Landesvertretung finden.

Neben dieser Frage verschwinden in der Theilnahme des Publicums für den Augenblick die übrigen zu erwartenden Vorlagen beinahe vollständig. Sie werden in ihr Recht treten, wenn jene größte Angelegenheit im Ständesaal zur Sprache gebracht ist.

Daß man in Allem und vor Allem erkenne, wie vollkommen sich die Regierung der allgemeinen Bestimmung des Landes versichert halten kann, indem sie die Consequenz ihres bisherigen Weges und die Freiheit ihrer Selbstbestimmung vor äußern Einflüssen wahrhaft — dies ist der allgemeine Wunsch. Wir wissen recht wohl, daß in politischen Dingen noch manche Differenz auszugleichen ist; aber wir glauben auch zu wissen, daß die Verzögerung dieser Ausgleichungen bis zum Regierungswechsel keineswegs ausschließlich oder vorzugsweise im innern Leben Badens zu suchen war. Woran früher die äußersten Maßregeln scheiterten, das hat sich im stillen Wirken der strengconstitutionellen Grundsätze des Prinzregenten von selbst entwickelt. Vertrauen erweckt Vertrauen.

Aus dem Hannoverischen. Anfang Januar. — Wir sind mitten in der Wahlarbeit, aber ohne alle erhebliche Wahlbewegung; nur in den Städten wird man sich etwas streiten, ob der Deputirte nach dem einfachen Katechismus der Demokratie nichts nachgeben, oder des lieben Friedens wegen einige verständige Concessionen machen soll; auf dem Lande dagegen wird es gehen, wie es immer gegangen, daß nämlich die eigentlichen Wähler nicht die Bauern, sondern die Gebildeten in den Städten, einige Aerzte und Prediger auf dem Lande, und die Beamten und Domänenpächter sind, die ersten in den neuen Provinzen Osnabrück, Ostfriesland, dem Bremischen und zum Theil im Hildesheimischen; in den andern Theilen des Landes werden die nur dort mächtig gewesen und noch höchst einflussreichen Beamten, Werkmeister, Domänenpächter, auch der Landadel die Wahlen bestimmen. Das Gesamtergebnis wird aber wiederum eine, wenn auch nicht alle Aenderungen der Verfassung verwerfende, so doch in wesentlichen Dingen unerschütterliche Kammer sein. Denn unsere Verfassung entspricht den Bedürfnissen der Zeit, und ist in ihren demokratischen Bestimmungen, z. B. hinsichtlich des Wahlrechts, ganz ungefährlich, da wir keine demokratische Partei, sondern nur einzelne Demokraten haben, und $\frac{9}{10}$ der Bevölkerung sich um Politik gar nicht kümmert. Das politische Interesse der Hannoveraner beschränkte sich bis 1848 mit einzelnen Ausnahmen auf die Gebildeten, besonders die Studirten, die die Opposition des damaligen Liberalismus gegen den Adel vertraten, welche bei sehr Vielen in der Bevorzugung des Adels bei der Besetzung der wichtigen und einträglichen Staatsstellen ihre Hauptnahrung fand.

Weil den vormärzlichen Liberalen das große Werk der Ablöseordnung gelungen war, so gab es 1848 und auch weiterhin in Hannover keine politische Partei, welche in den Bauernstand gedrungen wäre; derselbe erfreut sich in stiller Ruhe der Segnungen der Ablöseordnung, und läßt den Städten die Politik. In diesen gibt es zwar, wie gesagt, Demokraten, die aus einigen deutschen Gradeausgezeichneten, jungen Phantasten aus dem Gelehrten- und Kaufmannstand, die sich die Hörner noch nicht abgelaufen haben, und allen denen, welche *rerum novarum cupidi* sind, bestehen, aber gegenwärtig nur noch in einigen Städten durch Hilfe des genannten Handwerkerstandes, dieses dunklen Schattens in den hannoverischen Zuständen, ihre Candidaten durchsetzen werden.

Hannover ist noch immer vorzugsweise ein Ackerbaustaat und wird es noch lange, hoffentlich immer bleiben; deshalb ist es theoretisch ganz richtig, daß unsere Verfassung den Schwerpunkt der Volksvertretung in dem Bauernstande sucht, aber es ist ein Unglück für Hannover, daß dieser Stand mit geringen Ausnahmen geistig noch so wenig entwickelt ist, denn die liberale Presse mag noch soviel vom Volkswillen, von der po-

litischen Gesinnung des Bauernstandes erzählen, so sind das nur Phantasten der Redacteure und Correspondenten; denn unser Bauernstand ist als solcher noch in tiefem politischem Schlafe, aus dem er vielleicht erwacht wäre, hätten wir überall im Lande gut eingerichtete Provinzialstände gehabt, und wären die neuen Gerichts- und Verwaltungsorganisationen einige Jahre älter. Denn mit diesen ist bei dem Bauernstande einiger Sinn für öffentliche Angelegenheiten erwacht, aber das ist noch weit von politischer Selbstbestimmung, mögen die meisten Wahlen des Bauernstandes auch oppositionell ausfallen.

Kann nun einerseits der Bauernstand die politischen Rechte, welche ihm beigelegt sind und nach seiner Bedeutung im Staate beigelegt werden müssen, nicht selbstständig ausüben, so ist es andererseits noch schlimmer, daß zwischen ihm und seinem natürlichen Rathgeber, dem Adel, arges Mißtrauen, ja fast überall locale Feindschaft besteht! Es ist das eine lange Geschichte, wie der hannoverische Adel in der Uebergangszeit vom Feudalstaate zur absoluten Monarchie und von ihr zum Constitutionalismus in der Behandlung des Bauernstandes, seiner einzigen natürlichen Stütze, Mißgriffe auf Mißgriffe gehäuft hat, und ihm nun offen als Gegner entgegengetreten ist; aber das Uebel besteht einmal und ist für den hannoverischen Staat sehr zu beklagen, denn unser Adel wird zwar sehr gewöhnlich zu den politischen Todten, oder doch Todteswürdigen geworfen, aber er ist weder das Eine noch das Andere. Selbst wenn der Bauernstand geistig und politisch entwickelter wäre, als er ist, so würde der Adel doch noch auf dem politischen Gebiete durch seine freie Lebensstellung einen ungeheuren Vorsprung vor dem an die Scholle gebundenen Bauer haben, und es wäre sehr thöricht für einen besonnenen Politiker des Bürgerstandes, sich diese und andere Begünstigungen des Adels als politischen Körpers zu verhehlen.

Wir ziehen aus dem Gesagten den Schluß, daß es für die hannoverischen Zustände kein glücklicheres politisches Ereigniß geben kann, als eine Versöhnung des Bauernstandes und Adels, ohne die nie eine dauernde und wahrhaft constitutionelle Regierung bestehen kann, da der Adel oder die Junker, wie man sagt, wenn man seinen Muth kundgeben will, bei uns stark genug sind, alle andern Parteien in der Schwebe zu halten.

Der neue preussische Kriegshafen an der Nordsee. — Keine freudigere Ueberraschung konnte die preussische Regierung allen Denen bereiten, welche ein warmes Interesse an der Mehrung des Ansehens Deutschlands im Auslande und an der gedeihlichen Entwicklung seines bisher ganz schutzlosen überseeischen Handels nehmen, als die Nachricht von der Erwerbung eines Nordseehafens für die preussische Kriegsmarine, die Anfang voriger Woche gerüchtweise erklang, und sofort in Berlin und Oldenburg durch die an die Stände gelangte Vorlage, die Abtretung einer Gebietsstrecke am Fehdemeerbusen an Preußen betreffend, vollkommen bestätigt wurde. Die jeverländische Zeitung gibt folgende nähere Details über den Vertrag: „Oldenburg tritt die südöstliche Ecke des Kirchspiels Heppens, welche von einer ungefähr geraden Linie vom Wandter-Siel nach der Heppenser Trift gebildet wird (und ein kleines Stückchen des gegenüberliegenden Butjadingerlandes), mit Staatshoheit an Preußen ab. Gleichzeitig verspricht Oldenburg der Krone Preußen die Erwerbung von Privateigenthum in einem weitem Umkreise zu erleichtern und nicht zu hindern, daß die Gebäude in diesem

Umkreise abgebrochen werden, und nicht zu gestatten, daß dort ein Handelsetablissemment sich bilde. Preußen übernimmt den Schutz der oldenburgischen Handelsflagge und die Kosten der Betonung der Jahde, unterwirft sich den oldenburgischen Anordnungen bezüglich des Deichwesens, zahlt eine halbe Million preußischer Thaler, baut eine Chaussee zur Verbindung seines neuen Gebiets mit der jeber-vareler Chaussee und gestattet, daß Oldenburg sich beliebig mit Zweigeisenbahnen anschliese, sobald Preußen eine Eisenbahn von Minden aus zu bauen entschlossen und im Stande ist.“

Wir fügen dem hinzu, daß diese wichtige Acquisition Preußens an derselben Stelle liegt, die schon Napoleon zu Anlage eines Kriegshafens ersten Ranges an der Nordsee für ganz besonders tauglich gehalten, an derselben, welche das Reichsministerium nach sorgfältiger Prüfung von Sachverständigen zum Centralhafen der deutschen Marine bestimmt hatte. Er ist äußerst geräumig, durchaus von einer Tiefe von 31—32 Fuß, vor allen auf der Nordsee herrschenden Winden vollkommen geschützt, so gut wie eisfrei, da die kleine Jahde ihm nun sehr wenig Treibeis zuführt und durch örtliche Verhältnisse begünstigt, leicht zu befestigen. Zur Erwerbung desselben hat Preußen mit großem Geschick unterhandelt, und wie schon bei dem Septemervertrag mit Hannover gezeigt, daß seine Diplomatie wohl Siege zu erringen vermag, wenn sie nur mit Ernst danach strebt. Allerhand Zeitungen sprachen seit Monaten von der Absicht Preußens, einen Hafenplatz bei Cuxhafen zu erwerben, und während dies die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Schauplatz der Unterhandlungen ablenkte, wurden die Negotiationen in Oldenburg in aller Stille (schon bei Lebzeiten des vorigen Großherzogs) angeknüpft, verfolgt und zu einem glücklichen Abschluß gebracht; eben so im Geheimen ist durch Privathand der Ankauf von Bauerngütern betrieben worden, welche zur Vergrößerung des von der Regierung überlassenen Bezirks bestimmt sind. Die Pflichten, welche die neue Erwerbung Preußens auferlegt, sind nicht unbedeutend. Nach dem Grundsatz: „Noblesse oblige“ kann es den Schutz, den es der Schifffahrt Oldenburgs vertragsmäßig zusichert, den andern deutschen Flaggen nicht verweigern, und die Nothwendigkeit, seine Flotte in zwei Divisionen zu theilen, schließt die andere einer sehr bedeutenden Vergrößerung in sich, und auch die neue Hafenanlage wird sehr beträchtliche Kosten verursachen. Ob es dafür großen Dank ernten wird, ist nach den bitteren Erfahrungen, die es in dieser Hinsicht in den letzten Jahren auf vielen Seiten gemacht hat, freilich sehr die Frage. Aber das thut nichts — es ist ein Schritt vorwärts in der Erfüllung seines schönen Berufs, der Beschützer und Vertreter der Interessen Deutschlands dem Auslande gegenüber zu sein.

Aus Berlin. — Da ich Ihnen in der letzten Woche nicht geschrieben, sehe ich mich genöthigt, kurz auf die Ereignisse derselben zurückzugreifen. Die definitive Präsidentenwahl der wieder zusammengetretenen Kammern gab in der zweiten dem Grafen Schwerin eine bei weitem überwiegendere Majorität, als das Scrutinium im Beginn der Session. Damals schlug er den Candidaten der Rechten, Prinz Hohenlohe, um 13, diesmal um 60 Stimmen. Dieser Ausfall ist den Stimmen der Fraction Hohenlohe selbst zuzuschreiben, die nicht ihrem Führer, der übrigens selbst nicht geneigt ist, den ihm von der Rechten zugedachten hohen, aber mühevollen Posten zu übernehmen, sondern Schwerin ihre Stimmen gaben. In der allgemeinen Zusammensetzung des Bureaus hat dagegen die linke Seite eine Einbuße erlitten; statt Bethmann-Hollweg's ist ein Mitglied

der Rechten zum zweiten Vicepräsidenten erwählt worden. Die Katholiken gaben bei dem entscheidenden Scrutinium weiße Zettel ab und veranlaßten dadurch dies nicht erfreuliche Resultat. Fast scheint es, als solle die Präsidentenwahl ein Präludium für den Fortgang der Session sein; während die Fraction Hohenlohe sich geneigt zeigt, ihre Stimmen zuweilen zu Gunsten der Linken in die Waagschale zu werfen, documentirt die katholische Fraction die sichtliche Tendenz dem Ministerium ihren Beistand zu leihen, natürlich nicht ohne zu erwartende Gegendienste. Die erste Bethätigung dieses Zusammengehens brachte die Berathung der westphälischen Städteordnung; die Vortheile fielen aber bei dieser Gelegenheit völlig dem Ministerium anheim. Während die Eingangsformel, deren Festsetzung durch die Kammern dem Gouvernement nach mehrjährigem Usus plötzlich als eine Beeinträchtigung der Rechte und der Würde der Krone erscheint, — eine Entdeckung, die wahrscheinlich Herr von Westphalen in Folge der im vorigen Jahre votirten Streichung des Beiraths der Provinziallandtage gemacht hat, — durch die vereinigten Stimmen der Fractionen der Rechten und der Katholiken gefallen ist, sind die linken in ihrer Hoffnung getäuscht worden, einen Passus durchzubringen, der den geistlichen Bruderschaften in der Eigenschaft als Corporationen Wahlrecht zu den Gemeinderäthen verschaffen sollte. Fast nur die Gerlach'sche Partei unterstützte diese Prätenstionen. Das Ministerium unterlag seinerseits mit der Forderung, die Städte unter 10,000 Seelen unter die Aufsicht der Landräthe zu stellen, wofür nur die eigentlich ministerielle (Manteuffel'sche) Fraction und die äußerste Rechte sich erhoben. Das Gesamtergebniß der Debatte über die westphälische Städteordnung war trotz der Niederlage in der allerdings wichtigen Principienfrage der Eingangsformel der Linken nicht ungünstig.

Die Erwerbung des Kriegshafens an der Jade hat hier in allen Kreisen eine höchst angenehme Sensation hervorgerufen. Es ist hiermit ein Ausgangspunkt gewonnen, um wenigstens in Norddeutschland allmählig die Position wieder zu erwerben, die in Olmütz geopfert wurde. Man hofft aber jetzt auch, daß die Regierung der Gründung einer Kriegsmarine eine bei weitem energischere Thätigkeit, als bisher, zuwenden werde, denn die Mittel, die in den letzten Budgets dazu ausgesetzt wurden, würden niemals mehr gründen können als eine Flotille, die als Spielerei zu kostspielig, ernsthafte Dienste nicht leisten könnte. Von Seiten der Kammern und des Landes sind nicht die geringsten Schwierigkeiten, vielmehr nur der freudigste Eifer zu erwarten. Man würde bereitwillig auf eine Anleihe eingehn, um diesen großen nationalen Zweck zu fördern; und mit der Hälfte dessen, was die famose Mobilmachung von 1850 gekostet hat, könnte schon in wenigen Jahren bedeutendes geleistet werden.

Die öffentliche Aufmerksamkeit ist natürlich nach wie vor fast ausschließlich der orientalischen Krise zugewendet. Die Hoffnungen auf Erhaltung des europäischen Friedens sind tief gesunken, tiefer vielleicht, als der Stand der Dinge es rechtfertigt. Denn über dem Einlaufen der Flotten und der letzten französischen Circularnote vergißt man ganz den Charakter der dem Divan in Konstantinopel von den Gesandten der vier vermittelnden Mächte abgedruckenen Stipulationen. Der Inhalt derselben ist derartig — worauf zurückzukommen ich mir vorbehalte —, daß sie in keinem Punkte der vollen Gewähr der Forderungen, die der Kaiser von Rußland durch Menschikoff an die Pforte stellte, einen Niegel vorschoben oder dem russischen Stolz eine Demüthigung zumuthen. Ob die Conferenz, welche die vermittelnden Mächte den krieg-

führenden Parteien vorschlagen, diese Forderungen schließlich anerkennen wird, ist eine andere Frage. Daß die Basis für ihre Verhandlungen aber in einer Weise festgestellt ist, daß sie dieselben anerkennen kann, erlaubt dem Kaiser von Rußland in ihre Beschickung zu willigen. Allerdings ist die Spannung im übrigen bis auf den Punkt gediehen, wo bis zum Krieg nur noch ein halber Schritt ist und Rußland durch das Einlaufen der Flotten unter das Gewicht einer wenigstens scheinbaren Drohung gestellt.

Die zweite Kammer ist in der Berathung der höchst wichtigen Vorlage, betreffend die Errichtung eines Kompetenzgerichtshofes zur Entscheidung über die Verfolgungen gegen Beamte, begriffen, deren nähere Besprechung ich für meinen nächsten Brief aufspare. Hier nur die Erwähnung, daß der frühere Redacteur der Kreuzzeitung, Herr Wagener, seit kurzem befauntlich Abgeordneter, bei der allgemeinen Debatte über den Entwurf seiner maiden-speech gehalten hat, ohne daß Grund zu der Hoffnung vorläge, die Liste der parlamentarischen Illustrationen durch ihn bereichert zu sehn. Ich muß bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß gut unterrichtete Leute auf das bestimmteste behaupten, Herr Wagener habe aus Anlaß seiner Begnadigung, der seine Ernennung zum Rechtsanwalt beim Obertribunal unmittelbar folgte, sich dazu verstanden, einen Brief an Herrn Bloch zu schreiben, der diesem die Zusicherung ertheile, daß Herr Wagener ihn stets seiner vollsten Achtung werth gehalten, eine Zusicherung, die mit der hartnäckigen, jahrelangen, man darf sagen bössartigen Verfolgung dieses von Herrn Wagener stets hochgeachteten Mannes in einem seltsamen Contrast steht, und in ein besonderes Licht dadurch fällt, daß sie erst ausgesprochen wurde, als Herr Wagener sich durch richterliches Erkenntniß zu mehrmonatlichem Gefängniß verurtheilt sah! Ist diese allgemein verbreitete und geglaubte Nachricht falsch, so wäre es für den „Bannerträger der Ritterschaft“ rathsam, ihr ein öffentliches Dementi zu geben, das ich vom Standpunkt der menschlichen Würde aus mit Vergnügen in diesen Blättern registriren würde. Ein anderer Bannerträger der Rechten, der Rundschaauer, sieht sich von Eventualitäten bedroht, deren Folgen Herr Wagener durch die caudinischen Pässe jenes sich selbst gegebenen Dementis entschlüpfen soll. Beide Nummern der Kreuzzeitung (vom 3. und 4. Jan.), welche die jetzt vierteljährige Rundschau enthalten, sind confiscirt und nur die eine davon wieder freigegeben worden. Man nennt als Grund Angriffe auf die badische Regierung in der Freiburgischen Angelegenheit. Uebrigens würde Herr von Gerlach nicht übel an seinem Platze sein, als — Märtyrer der katholischen Kirche.

Auswärtige Literatur. — Die *Revue de deux mondes* enthält eine lesenswerthe Studie von Gustave Planché über die gesammelten Schriften von Victor Cousin. Es ist namentlich seit Heine Sitte geworden, auf diesen Philosophen, bei dem wir freilich nicht grade an das erinnert werden, was wir in Deutschland Philosophie nennen, mit großer Geringschätzung herabzusehen, obgleich er sich doch um die Einführung des deutschen Geistes in die französische Literatur ein sehr großes Verdienst erworben hat. Daß er sich nicht an eins der herrschenden Systeme angeschlossen hat und daß sein Eklekticismus die unverkennbarsten Spuren dilettantischer Arbeit an sich trägt, mag ihm derjenige verargen, der unserer systematischen Methode zu philosophiren einen realen Werth beilegt. Für uns ist es wichtiger, daß die Franzosen an Liberalität im Denken gewöhnt und mit den Resultaten unserer deutschen Speculation bekannt gemacht werden. Grade die gewandte belletristische Form, deren sich Cousin

bedient, war das einzige Mittel, diesen Zweck zu erreichen, und seine Leistungen in dieser Beziehung sind um so mehr anzuerkennen, da sie durchaus von einem gleichmäßigen und energischen Geist sittlicher und politischer Gesinnung getragen sind. Bei unsern Schulen kann man das nicht immer rühmen: häufig gehen sie zwar in die gegebenen Formeln ein, aber der Inhalt, den sie in dieselben hineinlegen, modificirt sich nach den Umständen. — Unter den Arbeiten Cousins in diesem Fache zeichnen sich zunächst die „Vorlesungen über das Wahre, Schöne und Gute“ (zuerst gehalten 1818) und die „Einleitung in die Philosophie der Geschichte“ (1828) durch ein sehr reichhaltiges Material und durch ein verständiges Urtheil aus. Für uns Deutsche aber möchte vielleicht das meiste Interesse die „Monographie über die letzten Jahre Kants“ haben, die unserem Publicum sehr zu empfehlen wäre, denn es vergegenwärtigt uns mit der anmuthigsten Anschaulichkeit eine Person, die wir gewohnt sind, aus nebelgrauer Ferne zu verehren. — Unter den „Studien über die französische Philosophie“ ist die wichtigste die über Pascal. Cousin hat zuerst die Entdeckung gemacht, daß die letzte Schrift dieses scharfsinnigen Denkers, die „pensées“, uns verstümmelt überliefert ist, weil die frommen Väter von Port royal durch manche Stellen dieser Fragmente in ihrem doppelten Glauben an Augustin und an Cartesius verlegt, das Andenken ihres Freundes am besten zu ehren glaubten, wenn sie der Richtung seines Denkens eine andere Wendung, gaben. Cousin hat den richtigen Text aus den Handschriften wiederhergestellt und es ergibt sich daraus, daß Pascal in den letzten Jahren seines Lebens ein vollendeter Skeptiker war, also auch in den Resultaten wie in der Methode seines Denkens mit Montaigne übereinstimmt. Wie dieser leugnete er alle Möglichkeit, auf dem Wege des Denkens sich von der Existenz Gottes zu überzeugen, aber er ersetzt nicht, wie unsere kritischen Philosophen, den zerstörten intellectuellen Beweis durch den moralischen, sondern er macht das Dasein des höchsten Wesens gleichsam zum Gegenstand einer Wette. Da man nämlich nach seiner Meinung ebensowenig für die Existenz als für die Nichtexistenz Gottes stichhaltige Gründe anführen kann, da das eine so möglich ist wie das andere, so meint er, daß es entschieden im Interesse der Menschen läge, an Gott zu glauben: denn wenn er nicht existirt, so verlieren sie nichts dabei, wenn er aber existirt, so entgehen sie durch ihren Glauben der ewigen Verdammniß. Die Trivoltät dieser Auffassung wird mit Recht von den beiden neueren französischen Schriftstellern sehr scharf hervorgehoben. — Dasselbe Heft enthält den Anfang eines neuen Romans von Henri Murger: „Die Wassertrinker, Scenen aus dem Künstlerleben.“ Wir haben schon mehrmals auf das große Talent dieses jungen Schriftstellers aufmerksam gemacht, der in der Beobachtung des äußern Lebens und in der Analyse des Gemüths sich Balzac an die Seite stellen kann. Was aber den Inhalt seiner Stoffe betrifft, so ist es doch nur die ganz gewöhnliche Mysterienliteratur. Dieser rohe Realismus, der nicht das Schöne und Ideale hervorzubringen, sondern die gemeine Wirklichkeit auf das getreueste wiederzugeben und in ihrer nackten Häßlichkeit durch die grellsten Farben nachzubilden bemüht ist, bildet sich in der novellistischen Literatur Englands und Frankreichs immer mehr aus und wird grade wegen der großen Talente, die in dieser Richtung arbeiten, möglicherweise den völligen Ruin der Kunst nach sich ziehen. —

Bibliothèque des classiques Français. Francfort, Bechhold. — Von dieser Bibliothek, auf deren Erscheinen wir bereits aufmerksam gemacht haben, sind jetzt die ersten beiden Bände erschienen. Sie enthalten die Lustspiele von Molière, die mit dem

3. Bände dem Publicum vollständig vorliegen werden. Die Form dieser Ausgabe ist sehr bequem, die Ausstattung elegant, der Druck scheint, wie wir nach einer flüchtigen Durchsicht urtheilen können, correct zu sein, und der Preis ist bei der Ausstattung, die immer noch besser ist, als unsere Classifier-Ausgaben, in der That auffallend billig. Jeder Band kostet 16 Ngr. und so erhält man Molières sämtliche Werke mit einer biographischen Einleitung und einigen Noten versehen, für 1 Thlr. 18 Ngr. Die Ausgabe verdient also allgemeine Verbreitung. —

Les Alliances de la France, par J. Billot, Bruxelles et Leipsic, Kiessling et Compagnie. — Seit dem Erscheinen der lettres franques, die ein gewisses Aufsehen machten, entwickelt Herr Billot eine wahrhaft bewundernswerthe Thätigkeit. Auch das gegenwärtige Buch athmet fast nichts als Haß gegen England. England erscheint als die Quelle alles Bösen in der Weltgeschichte, und der Verfasser ist unermüdet, die Vereinigung aller continentalen Staaten im alten Napoleonischen Sinn zur Unterdrückung dieses Erbfeindes der Menschheit anzuempfehlen. Die orientalische Frage bietet ihm eine neue Gelegenheit dazu; er versichert, daß die ganze Abneigung der westlichen Mächte gegen Rußland in dieser Frage lediglich aus den Interessen der brittischen Krämer entspringe, während das eigene Interesse Frankreich zu einer engen Allianz mit Rußland treibe. Rußland habe die Bestimmung, die Türkei zu erobern, und es werde diese Bestimmung erfüllen. La Russie est un peuple en mission, et sa mission, la Russie l'accomplira, non fatalement mais providentiellement. Wenn der russische Kaiser in Konstantinopel thronte und wenn Frankreich als sein enger Verbündeter die Hegemonie im gesammten westlichen Europa führte, dann werde es möglich sein, diesen Seeräuberstaat von zwei Seiten her zu erasiren. „Dieser Tag ist vielleicht näher als man denkt,“ schließt der Verfasser; „ich glaube an seine glänzende Erscheinung, wie ich an Gott glaube, wie ich an die Religion meiner Väter glaube. Was Unrecht ist, kann wol eine Zeitlang die Welt beleidigen, aber endlich wird es doch von Gottes mächtiger Hand ergriffen und in den Abgrund gestoßen.“ —

Sardanapal, Trauerspiel von Byron, übersetzt von Emma Herz. Posen, Merzbach. — Die Uebersetzung ist fließend und correct, wie denn überhaupt unter allen Werken Byrons die Dramen noch die gefügigsten sind. Der Sardanapal gilt fast allgemein für Byrons bestes Drama und er ist auch reich an großen poetischen Schönheiten, aber ein eigentlich dramatisches Talent zeigt sich doch in diesem eben so wenig, wie in den übrigen Dramen von Byron. Byron ist unübertrefflich groß in der Darstellung von Stimmungen, Leidenschaften und Reflexionen, aber Charaktere zu zeichnen und Begebenheiten klar und deutlich zu erzählen, hat er nie verstanden. —

Literatur. Gesammelte Schriften von Radowiz. 5 Bd. Berlin, Reimer. — Die vier ersten Bände dieser Sammlung haben wir im zweiten Vierteljahr dieses Jahrganges S. 401 besprochen. Wir hatten fast in allen politischen Fragen, welche in denselben behandelt werden, eine allmälige Fortbildung des Verfassers nachgewiesen und hatten uns des ehrlichen Sinnes gefreut, der auch für unangenehme Wahrheiten empfänglich war und den Eigensinn im Festhalten früherer Aussprüche überwand; wir hatten auch im gegenwärtigen Theil, welcher die auf Religion, Philosophie, Literatur und Kunst bezüglichen Fragmente enthält, etwas Aehnliches gehofft, aber wir sehen unsere Erwartungen wenigstens im ganzen nicht bestätigt. S. 355

spricht sich Radowiz über die Angriffe aus, denen er während seiner kurzen politischen Laufbahn in so reichem Maße ausgesetzt war. „Wenn ich diese Schmähungen, Anklagen und Verdächtigungen aufmerksam prüfe,“ fügt er hinzu, „so habe ich mir sagen müssen, daß stets etwas Wahres darin enthalten sei und zwar nicht bloß in der allgemeinen Beziehung, daß jede Züchtigung verdient und heilsam ist, sondern auch in ganz positiver und concreter Weise. Diese Erwägung, die bei aufrichtiger Gewissensforschung nie ausbleibt, ist es, die allein schon abhalten muß, den Urhebern solcher rastlosen Beschuldigungen eine gehässige Empfindung zu bewahren.“ Das ist sehr schön empfunden und drückt das richtige Verhältnis des Schriftstellers zur Kritik aus, allein es bleibt solange unfruchtbar, als es sich auf die christliche Langmuth den Gegnern gegenüber beschränkt, als es nicht zu starker, energischer Selbstprüfung fortschreitet. Diese scheint wenigstens in Beziehung auf religiöse Angelegenheiten nicht stattgefunden zu haben. Wir wollen hier ganz davon absehen, daß wir prinzipielle Gegner des starren katholischen Lehrbegriffs sind, dem Herr v. Radowiz anhing; auch dieser Lehrbegriff erträgt eine ins Tiefe gehende Untersuchung. Was aber Radowiz darüber aussagt, bleibt ganz auf der Oberfläche. Es sind im Wesentlichen die ganz allgemein bekannten Formeln, die so abstract hingestellt; nicht einmal eine bestimmte individuelle Empfindung ausdrücken, geschweige denn einen ernstlich durchgeführten Gedanken. Man fühlt wol überall heraus, daß von eigentlicher Bigotterie bei Herrn v. Radowiz nicht die Rede war, daß er sich überall bemüht, seine Glaubensartikel mit der Humanität seiner Bildung in Einklang zu bringen, so gut es gehen will, aber bei einem so ernsten Gegenstande reicht doch diese Bonhommie nicht aus. — In den Fragmenten über Kunst finden sich einige recht treffende Bemerkungen; einen wirklichen Zusammenhang darin aufzufinden, macht schon die abgeriffene Form unmöglich. Ein großer Theil dieser Fragmente bezieht sich auf die Musik. Herr v. Radowiz war ein Anhänger des alt-italienischen Kirchenstils und verwirft nicht nur die eigentlich moderne Musik, nicht nur Mozart und seine Richtung, sondern auch Sebastian Bach. Er sagt manche schöne und rühmende Dinge über ihn, aber er findet seine Richtung doch verwerflich. „Die Passionsmusik,“ sagt er S. 280 „hat mich ergriffen wie wenige Dinge, aber ich habe mir nicht verhehlen können, daß diese biblische Oper mit ihrem Irregewinde von Gefühlen, durch die die Seele wie ein Handschuh von Innen nach außen gekehrt wird, aus theologischen und musikalischen Gründen verwerflich sei.“ Es wäre zweckmäßiger gewesen, wenn er diese Gründe angegeben hätte, umso mehr, da die Richtung, die er in der Musik vertritt, sich auch in den andern Künsten geltend macht, indem man nicht abgeneigt ist, den Verfall der modernen Malerei bereits von Rafael und Albrecht Dürer zu datiren. Bisher haben diese Vertheidiger des Alten mehr mit Stimmungen, als mit Gründen gefochten und an eigentliche Discussion ist daher kaum zu denken gewesen. —

Heransgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XIII. Jahrgang**. Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im December 1853.

Fr. Ludw. Herbig.